Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 21

Artikel: Arabische Gerechtigkeit
Autor: Mariel, Pierre
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751767

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Arabische Gerechtigkeit

Von Pierre Mariel

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Gabriele Eckehard

Arabien ist eine der unerforschtesten Gegenden des Erdballs, und ganz besonders Mittelarabien. Daher wissen wir auch sehr wenig Genaues und Zuverlässiges über ein blühendes und freies Königreich, das in der gebirgigen Gegend von Nedjd liegt, dem der Wahabiten. Dort leben reinrassige Araber von sehr großem religiösem Fanatismus. Sie sind sozusagen die Puritaner des Islam und für ihre Nachbarn, auch wenn sie Mohammedaner sind, äußerst gefährlich.

Die Wahabiten sind überzeugt davon, daß sie und nur sie allein die reine Lehre des Propheten ihr eigen nennen, und sie brennen darauf, nicht nur die Ungläubigen, sondern auch die mohammedanischen Ketzer zu vernichten — also ungefähr die ganze Welt.

Aber ihr Abschluß von den anderen Völkern macht sie nicht nur intolerant und stolz, sondern hat ihnen auch eine bewundernswerte Reinheit der Sitten erhalten, und in den Familien der wahabitischen Aristokratie wird immer nach dem Prinzip: «Noblesse oblige» gehandelt, von dem man sich keine einzige Abweichung gestattet.

Das geht vortrefflich aus der folgenden Geschichte hervor, die mir mein tunesischer Freund Ahmed-El-Wahabi erzählte. Ahmed stammt aus einer Wahabiten-Familie und ist mit Recht auf seine Ahnen stolz.

«Vor etwa hundert Jahren», erzählte Ahmed, «gehörte die Stadt Zadek dem Scheich Zohair ben Djezimah, dem alle sich willig unterordneten, weil er erstens von edler Abstammung war und zweitens von besonderer Sittenstrenge. Er war ein Weiser, wie sie der Islam noch gelegentlich hervorbringt, und aus dem ganzen Gebiet des Nedjd kamen die Leute, um sich bei ihm Rat zu holen und sein Urteil zu erbitten. Jeden Freitag hielt er Sitzung ab — diwan — und seine Gerechtigkeit wurde von allen bewundert, selbst von denen, die er verurteilte. Daher spendete ihm Allah auch seinen größten Segen: seine vier Frauen schenkten ihm zwanzig Söhne und — was ja keine Bedeutung hat — einige Töchter.

Unter allen hatte er einen Lieblingssohn, Djerir, einen jungen Krieger von 25 Jahren. In ihm glaubte Zohair mehr noch als in allen seinen Brüdern, den Schwung, den Mut und die Großherzigkeit wiederzuerkennen, die er in der eigenen Jugend besessen hatte. Dennoch dachte er nicht ohne Sorge an Djerirs Zukunft, denn ein unbezähmbarer Jähzorn trübte das klare Bild seiner sonstigen Tugenden, obgleich sein Vater ihn immer wieder ermahnte.

Eines Tages lagerten halbverhungerte Beduinen vor dem Tore von Zadek, wo sie, wie es der Brauch wollte, dem Scheich Tribut zahlen mußten. Da sie aber so sehr arm waren, so gestattete ihnen Zohair, ihm einen einzigen Topf Butter zu bringen, wie dies nach einer uralten Sitte im Nedjd möglich war.

Da er aber an diesem Tage krank war, so beauftragte er Djerir, die Ehrengabe der Beduinen in Empfang zu nehmen. Das war eine unvergleichliche Gunstbezeugung und der junge Araber wurde davon beinahe trunken vor Stolz.

Die Beduinen hatten einen alten Mann abgeordnet, der vor der Versammlung so vieler großmächtiger Herren vor Angst zitterte. Nach der vorgeschriebenen Begrüßung reichte er Djerir die symbolische Opfergabe.

Wie es die Sitte verlangte, kostete dieser sofort davon. Dann warf er das Gefäß zu Boden und schrie, bleich vor Zorn:

«Elender, willst du dich über mich lustig machen? Deine Butter ist ungenießbar!»

«Das ist möglich, Herr, aber daran ist nur unsere große Armut schuld.»

Wahrscheinlich erschien Djerir diese Antwort ungebührlich. Jedenfalls wallte sein Zorn in ihm hoch, er stürzte sich auf den unglücklichen Beduinen und hätte ihn erwürgt, wenn seine Freunde sich nicht dazwischen geworfen hätten.

Selbstverständlich setzte einer von Djerirs Brüdern Zohair sofort in Kenntnis von dem peinlichen Zwischenfall. Dieser ließ Moktar, den Beduinen, zu sich rufen, überhäufte ihn mit Geschenken und bot ihm Gastfreundschaft bis zum nächsten diwan an.

Als wie gewöhnlich der Saal voller Untertanen, streitende Parteien und Zuhörer war, rief Zohair Djerir und Moktar zu sich. Er erzählte kurz die Angelegenheit, über die sie in Zwist geraten waren und gab ohne sichtbare Befangenheit seinen Urteilsspruch, der ihm sicher nicht leicht fiel, zum besten:

«Die Befugnis zur Herrschaft besitzt eine Familie wie die meine nicht nur wegen ihres überragenden Reichtums. Wir haben diese Befugnis von Allah bekommen, dem Barmherzigen, der von uns in jeder Hinsicht das Höchste zu verlangen berechtigt ist. Djerir, mein Sohn, hat sich schwerster Pflichtverletzung schuldig gemacht. Er hat einen Gast beleidigt, einen Unschuldigen geschlagen und hat ganz besonders dem Volk ein verächtliches Beispiel gegeben. Er ist daher dem Beduinen Moktar öffentliche Wiedergutmachung schuldig: er knie vor ihn hin und bitte ihn um Verzeihung.»

Djerir hätte seinerseits den Tod dieser Erniedrigung vorgezogen, aber das Gesetz des Islam und besonders das der Wahabiten läßt keine Diskussion über Anordnungen des Vaters zu. Djerir gehorchte also und so konnten die Zuschauer ein beispielloses Schauspiel genießen: ein Mitglied der Familie Djezimah erniedrigte sich vor einem anderen Menschen.

Moktar war sehr bewegt von dieser Szene, die er unfreiwillig heraufbeschworen hatte. Er verließ sofort den Saal und kehrte in das Lager seines Stammes zurück, und Zohair fuhr fort, Gericht zu sprechen, als habe sich nichts ereignet.

Als sich aber alle Menschen verlaufen hatten, ließ er ein Pferd satteln und ritt im Galopp aus der Stadt.

Bald hatte er Moktar gefunden.

In der Abenddämmerung kehrte er in seinen Palast zurück und rief dort eiligst seine Nächsten zusammen. Als alle beisammen waren, zog er ein menschliches Haupt hervor, das alle erschreckt als dasjenige Moktars erkannten. Dann erklärte Zohair ganz ruhig:

«Ich habe heute meinem geliebten Sohn eine schmerzliche aber notwendige Lehre geben müssen. Dennoch war es nicht meine Absicht, unsere Herrschaft, die Allah selbst uns verliehen hat, zu untergraben. Wenn Moktar seinen Brüdern mein Urteil erzählt hätte, so hätten sie daraus in ihrer natürlichen Unbildung ungerechtfertigten Hochmut gezogen. Sie hätten meinen Gerechtigkeitssinn weniger gelobt, als sich eingebildet, daß ich Moktar verteidigen wollte, da dieser doch nur ein Instrument war oder ein Vorwand. Es mag manchmal nötig sein, daß ein Mitglied der Familie Djezimah sich vor einem anderen Menschen erniedrigt — das zu beurteilen steht mir und nur mir zu — aber es ist überflüssig und unangebracht, daß ein Mensch dieses Uebermaß an Ehrung überlebt.»

Flucht in die Krankheit

Von Dr. med. Josef Löbel

Ist das nicht ein Widerspruch? Wird wirklich jemand Schutz suchen unter einem so unwirtlichen Dache, freiwillig seine Zuflucht nehmen zu einem so unangenehmen Zustand, wie Krankheit nun einmal ist?

Warum nicht? Alles ist relativ, und es kommt oft genug vor, daß Menschen sich wohler befinden, wenn sie nicht wohl sind, und verhältnismäßig glücklicher, wenn sie leiden, als wenn sie gesund sind. Das ist nicht so paradox, wie es auf den ersten Blick aussieht. Denn schon beim zweiten Blick leuchtet es ein, wie bequem man sich vor unangenehmen Aufgaben drücken kann, sobald sich gerade im rechten Moment eine Krankheit einstellt, welche die beste Ausrede vor sich und den Menschen schafft. Selbstverständlich ist hiebei in keiner Weise an geheuchelte Leiden gedacht, durchaus nicht an Simulation, sondern an wirkliche, die allerdings nicht bewußt, wohl aber unterbewußt herbeigewünscht werden, wenn man sie brauchen kann.

Schon das Schulkind hat die Erfahrung gemacht, wie gut es sein kann, daß sich gerade am Tage des Schulaufsatzes Erbrechen einstellt. Gewiß, es führt diesen unangenehmen Vorgang nicht absichtlich herbei, ja es ist sogar beim besten Willen gar nicht imstande, ihn absichtlich herbeizuführen; aber was dem Willen nicht gelingt, gelingt sehr oft der Wunschvorstellung. Und wie beim Schulkinde ist später auch beim Erwachsenen, wenn er beispielsweise um eine Unfallentschädigung kämpft, der Wunsch nicht selten der Vater der Krankheit. Wie einer sich für gesund halten kann, der es nach ärztlicher Auffassung nicht ist, so kann ein anderer wirklich krank werden, ohne daß der Arzt etwas an ihm findet. Wer aber die Geister rief, wird sie bekanntlich nicht immer los, und da jeder krankhafte Mechanismus die Neigung hat, einmal entfesselt, immer wieder zu erscheinen, so kommt es sehr leicht dazu, daß beim Schulkind sowohl wie beim Rentenjäger das einmal unbewußt herbeigesehnte Leiden sich einnistet.

Das braucht mit beabsichtigter Täuschung um so weniger zu tun zu haben, als gerade Entschädigungen, die man nach Unfällen ergattern kann, meistens so dürftig sind, daß es unlogisch erscheint, zur Erlangung seiner Ansprüche in die Krankheit zu fliehen. Welcher seelisch Gesunde wird sich, statt ruhig Krawatten zu verkaufen, den ganzen Tag eifrigst bemühen, zu zittern und mit dem Kopfe zu wackeln, um damit weniger zu verdienen als früher, bloß weil ein anderer die Heilungskosten trägt und ihm ein kleines Taschengeld gibt?

Man muß schon von Haus aus besonders geartete Nerven haben, man muß von vorneherein eine abseitige Einstellung zur Umwelt haben, damit einem deren Mitleiden begehrenswert und das eigene Leiden verlockend erscheine. Der seelisch völlig normale Mensch käme ja nie auf den Gedanken, daß er mehr gelten könne, wenn er krank sei. Es muß schon ein ungesunder Trieb vorhanden sein, der dazu verführt, sogar um den Preis der Krankheit aufzufallen; um anders zu scheinen als die anderen, um als etwas Besonderes gewertet zu werden, die Flucht in die Krankheit anzutreten — dazu gehört eben eine angeborene Anlage, die wir als hysterische Anlage bezeichnen. Hysterie ist im Grunde nichts anderes als die Uebertreibung von Eigenschaften, die eigentlich jeder besitzt: bei jedem Menschen drücken sich seelische Vorgänge körperlich aus, beim Hysterischen tun sie es in krankhaft gesteigerter Form. Wir alle werden rot vor Freude, blaß vor Schreck und bekommen Herzklopfen vor Furcht; der Hysterische zittert aber so, daß sein Zittern zu Zuckungen und Krämpfen ausartet und sein Herzklopfen nimmt Dimensionen an, daß nicht nur ihm, sondern auch seiner Umgebung angst und bange wird. Er übertreibt eben mit Leib und Seele. Seine Seele erblickt schon in den geringfügigsten Erschütterungen entsetzliche Katastrophen und sein Leib reagiert auf diese seelischen Impulse mit Atemnot, Schwindel und Ohnmacht. Alles, was ihn bewegt, stößt, wenn es nicht nach außen kam, nach innen und verbiegt und zerreist seine eigenen Nerven. Auf jedes einzelne Organ des Körpers kann die hysterische Vorstellung krankheitserregend einwirken, und so gibt es von den Scheinkrankheiten aller Eingeweide angefangen bis zum hysterischen Stottern oder zur Stummheit, zum Zittern, zum Herzklopfen, zum Bewußtloswerden kaum einen Zustand, der sich nicht einstellt.

Nicht mit Unrecht hat man die Hysterie die intelligenteste von allen Krankheiten genannt, die in Zustoß und Abwehr immer die geheimste Wunschlinie eines Menschen zu offenbaren weiß. Haben gewisse Menschen einmal die Erfahrung gemacht, daß sie zum Gegenstand der Aufmerksamkeit, ja der Zärtlichkeit werden, wenn sie krank sind, so werden sie dazu verführt, ihre Krankheitserscheinungen zu wiederholen, zu üben, zu «fixieren». Ursprünglich nur seelisch und körperlich besonders sensible Individuen, die auf Reize zu stark antworten, merken sich bald, daß sie aus ihrer Schwäche eine Stärke herleiten können. Freilich macht sie ihre Krankheit vor Gott und Menschen unangenehm; aber sie schafft ihnen Vorteile. Eine Frau, welche erfahrungsgemäß bei dem geringsten Anlaß ihre «Zustände» bekommt, wird bald von allen lästigen Hausarbeiten, von allen unbequemen Aufgaben ferngehalten werden, und ein Mann, der nach jeder Aufregung prompt an seinen Herzanfällen leidet, muß vor jeder Erschütterung auf das sorgfältigste behütet werden, soll nicht die ganze Familie es zu büßen haben.

Darf es wundernehmen, wenn mit der Zeit die Grenze zwischen bewußt und unbewußt verwischt wird, sobald sich herausgestellt hat, daß man mit dem Spielenlassen seiner Nerven gerade das erreichen kann, was man zu innerst stets gewollt hat: eine Sonderstellung? Es wäre umgekehrt viel eher erstaunlich, wenn Menschen mit einem gesteigerten Machttrieb — und gerade um solche handelt es sich — nicht bald lernen würden, aus ihrer Not eine Tugend zu machen und sich als Ausweg aus einer Situation unterbewußt so lebhaft eine Krankheit wünschen, daß sie sich auch einstellt. So unnatürlich es an sich sein mag, so natürlich ist es nach alledem, daß labile Naturen dazu verführt werden können, aus dem Leiden Vorteile zu ziehen und vor einer Gesundheit, der sie sich nicht gewachsen fühlen, die Flucht in die Krankheit anzutreten. In ihr fühlen sie sich, so qualvoll ihre Beschwerden auch sein mögen, im Grunde wohl und haben deshalb auch nicht den ehrlichen Willen zum Gesundwerden. Warum sollten sie auch einen Zustand aufgeben wollen, der ihren Interessen dient und der Interesse für sie in ihrer Umgebung hervorruft?

Darum ist es auch viel leichter, einen Menschen zu heilen, der sich eine Lungenentzündung geholt oder die Glieder gebrochen hat, als einen, der freiwillig in die Krankheit geflohen ist. Um ihn zur Genesung zu überreden, gibt es keinen anderen Weg, als ihm die Gesundheit ebenso vorteilhaft und ebenso interessant erscheinen zu lassen wie sein Leiden.